

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 28 (1952-1953)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Es werden viel zu wenig Liebesbriefe geschrieben : Erinnerungen eines alten Briefträgers  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070805>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Es werden viel zu wenig Liebesbriefe geschrieben



Erinnerungen  
eines alten Briefträgers  
von \* \* \*

Ein guter alter Bekannter fragte mich einmal bei einem Wirtschaftshock, ob ich wisse, in welchem Beruf man jeden Dummkopf brauchen könne. Ich schüttelte den Kopf. «Do hei mers!» sagte er. «Nid emou das weisch. Natürlech bi de Brieffreger. We me däne nid uf aui Poschtsache tät d Adrässe schrybe, de wüßte die Tuble nid emou, wo si se müeßte abgää!»

Wegen solcher Späße würde ich mir, auch wenn ich nicht bereits weiße Haare hätte, keine grauen Haare wachsen lassen. Ich habe erfahren, daß ein Briefträger, wenn er seinen Dienst mit Takt und Eifer erfüllt, eine überall gern gesehene Persönlichkeit ist.

«Oje, es isch nume dr Brieffreger», rief zwar einmal Frau Fürst enttäuscht aus, als sie feststellte, daß nur ich und nicht ein Kunde es war, der die Tür ihrer Milchhandlung geöffnet und damit das Läutwerk in Gang gesetzt hatte. Ihre Rockärmel waren bis in die Ellbogen zurückgestülpt und ihre Arme mit

Mehl bestäubt, ich hatte sie also offensichtlich bei der Zubereitung von Kuchenteig gestört.

Scheinbar entrüstet antwortete ich: «So, so, nume dr Brieffreger, si mir de nid ou Lüüt wie angeri, das isch mir ganz nöi, u überhoubt es Tupe, so öppis z säge.»

Die Wirkung meiner scherzhaften Worte war unerwartet. Die sonst so resolute, an die 90 Kilo schwere Frau wurde ganz klein: «E, was bin i für ne eifäutigi, tummi Trucke, eso unüberleit go z rede!» Sie hätte es ja nicht so gemeint. Demütig bat sie mich um Entschuldigung. Ich mußte meine ganze Überredungskunst spielen lassen, um die arme Frau zu überzeugen, daß ich sie schon richtig verstanden hatte.

Übrigens begann ich nicht als Briefträger. Ich hatte Hafner gelernt und arbeitete, nachdem ich zweieinhalb Jahre als Handwerksbursche durch Deutschland gewandert war, in einer Gemeinde des Bernbiets auf meinem Beruf. Aber kurz nach meiner Verheiratung kamen die Zentralheizungen auf, und ich wurde arbeitslos. Nach langem Suchen fand ich in der nahen Stadt bei der Post aushilfsweise Beschäftigung. Mein höchster Zahltag betrug damals 50 Franken im Monat. Glücklicherweise trug uns der Modistinnenberuf meiner Frau mehr ein. Obwohl ich dann wieder einige Zeit als Hafner arbeiten konnte,

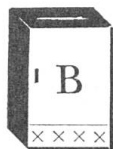
meldete ich mich im Jahre 1917 für die freigewordene Briefträgerstelle in unserer Gemeinde. Sie hatte mir schon lange in die Augen gestochen. Ich wurde gewählt und verdiente nun immerhin im Jahr 1500 Franken, wozu noch eine kleine Teuerungszulage kam.

Als ich im Alter von 31 Jahren zur Post kam, bildeten die rund 1400 Einwohner unseres Dorfes noch eine selbständige Gemeinde. Drei Jahre später erfolgte die Eingemeindung in die Stadt B. In den zwanziger Jahren herrschte in der Uhrenindustrie Hochkonjunktur. Da sind vor allem aus dem Berner Jura viele Leute zu uns gekommen. Vom Jahre 1940 bis 1950 hat dann die Bevölkerung sogar um 103 Prozent zugenommen! Dieses sprunghafte Aufblühen ging freilich nicht ohne Rückschläge vonstatten. Ein Uhrmacher, dem ich die Post bringen mußte, sagte mir ums Jahr 1937 herum, als er jede noch so unrentable Bestellung annehmen mußte, nur um seine drei Leute zu beschäftigen: «Du bisch privilegiert mit dym schöne Zapfe, mir verdiene nid emou mee ds chaut Wasser!» Er hat damals tatsächlich Hunger gelitten. Aber der Krieg, der so viel Elend mit sich bringt, bewirkt doch da und dort etwas Gutes: Nun ist der gleiche Uhrmacher ein reicher Fabrikant, und ein Kollege von ihm, der zu jener Zeit ständig am Konkurs herumlaborierte, ist jetzt sogar mehrfacher Millionär.

Mehr als 15 Jahre lang mußte ich die Arbeit um 5 Uhr 15 antreten und eine Viertelstunde später den ersten Zug bedienen. In den ersten Jahren war das auch sonntags so, weil wir damals am Sonntagmorgen die Post ebenfalls zustellen mußten. Ich erinnere mich jetzt noch des wohligen Gefühls, das ich empfand, als dieser Bestellgang aufgehoben wurde und ich mich zum erstenmal am Samstag mit dem Gedanken ins Bett legen konnte, am Morgen solange liegen bleiben zu können, wie ich wollte.

Trotz der Arbeitszeitverkürzung, die uns die letzten Jahrzehnte brachten, denke ich heute im Zeitalter der Rationalisierung oft mit Wehmut an die gute alte Zeit zurück, wo auch der Dienst des Briefträgers noch um vieles beschaulicher war. Man fand noch Zeit, hie und da einen Blick in einen Garten mit prächtigen Blumenbeeten oder auf den ersten blühenden Kirschbaum zu werfen. Ein anderesmal konnte man sich dem Anblick eines mannshohen, blühenden Kornfeldes hingeben,

und wenn in einem Bauernhaus die Leute gerade beim Znüni oder Zvieri saßen, dann hieß es etwa: «Soo, hock ou grad zueche; Mareie, schänk ihm eis y; u jetz nimm was di gluschtet; wo das isch gsi, isch no mee ume.»



#### *Der Wetterprophet*

Besonders auf dem Land oder in den Außenquartieren einer Stadt erschöpft sich die Arbeit eines gewissenhaften Briefträgers nicht in seinen eigentlichen Dienstpflichten. Er ist zum Beispiel auch ein vielgefragter Wetterprophet. Um mein Ansehen als solches zu wahren, äußerte ich mich selten bestimmt. Links der Bahnlinie sagte ich etwa: «He, i gloube, äs mögs no bha bis Zaabe.» Rechts der Bahn aber runzelte ich die Stirn und sagte: «Ja, es gfaut mer nid rächt, cha sy, mir hei scho Räge vor em Znacht.» Diese Taktik hat sich sehr bewährt. Da ich so immer auf einer Seite recht hatte, dachte man dann, ich verstehe halt doch etwas.

Über schlechtes Wetter zu schimpfen, ist unvorsichtig. Das erfuhr ich einmal, als mich bei einer solchen abschätzigen Bemerkung meinerseits ein etwas boshafte Frauei, das bei der Verteilung des Mundwerkes nicht zu kurz gekommen war, mit den Worten abfertigte: «Es mues däich rägne, we derig Tröpf umenangere loufe.» Es dauerte nicht lange, bis sich mir Gelegenheit zur Rache bot. Als mir die gleiche Frau vorjammerte, daß es ihr die schon halb trockene Wäsche verregnet habe, erwiderte ich: «Es mues däich rägne, we d'Rägemoori Wösch het!» Nun, sie machte gute Miene und meinte lachend, man könne es auch so sagen.

Natürlich ist das Publikum rasch dabei, den Briefträger oder überhaupt die Post dafür verantwortlich zu machen, wenn irgend etwas krumm geht. So reklamierte einmal ein Fräulein, es habe einen wichtigen Brief an ihre verheiratete Schwester in Bern in einen bestimmten Briefkasten eingeworfen; diese habe ihn aber nicht erhalten. Da der fragliche Briefkasten jeweils viele Post enthielt, konnte ich mich nicht erinnern, ob der betreffende Brief dabei gewesen war, aber ich konnte mit gutem Gewissen sagen, daß er mit dem ersten Frühzug abgegangen sei, wenn er sich wirklich im Briefkasten befunden habe. Einige Tage später kam dann der Brief von Zürich als unbestellbar zurück. Die Absenderin hatte diesen

mit dem Namen ihrer Schwester in Bern an die Adresse einer andern Schwester nach Zürich geschickt. Sie machte kein besonders geistreiches Gesicht, als ich ihr den verunglückten Brief zurückbrachte.



#### *Fliegende Depots*

in fatales Mißgeschick hatte ich einmal mit einer Briefftaube. Sie war in einer schlecht schließenden Schachtel verpackt, so daß ich befürchten mußte, der Vogel könne mir entfliehen. Ich legte daher einen Sack über die Schachtel und band das Ganze auf dem Gepäckträger fest. Etwa 50 Meter vom Adressaten entfernt ließ ich das Velo rund zehn Minuten lang stehen, um ein kleines Gäßchen zu bedienen. Als ich zurückkam, fiel mir zunächst nichts auf. Erst als ich beim Hause des Adressaten die Schachtel abschnallte und alles stillblieb, schaute ich genauer nach und gewahrte zu meinem Schrecken, daß der Vogel ausgeflogen war. Durch ein Geräusch der Taube neugierig gemacht, mußte jemand den Sack einen Moment lang entfernt haben, so daß diese den Weg in die Freiheit nehmen konnte. Die Adressatin schüttelte verzweifelt den Kopf, als ich ihr meine Hoffnung ausdrückte, daß die Taube wohl in ihr bekanntes Heim zurückgefliegen sei. Es sei ein Täuberich, sagte sie, und deshalb könne mit dieser Möglichkeit nicht gerechnet werden. Tatsächlich wurde dann auch das Tier nirgends gefunden. Die Adressatin lehnte zwar die Entschädigung, die ich ihr anbot, entschieden ab, da sie die Schuld wegen der schlechten Verpackung eindeutig beim Absender sah, aber ich war doch froh, als man nach mehr als einem Jahr den Täuberich in einer Volière in Y fand.

In eine noch dümmere Lage kam einmal einer meiner Kollegen, als er, weil er schwer beladen war, in einen Garten zwei Briefbünde versteckte, um sie auf dem Rückweg wieder in Empfang zu nehmen. Sein Schreck war groß, als er, etwa eine Stunde später, die zurückgelassene Post nicht mehr vorfand. Er hoffte zuerst, die Briefe seien von jemandem gefunden und auf das Postbüro gebracht worden. Dem war leider nicht so. Daraufhin machten wir uns alle mitsamt dem Posthalter auf die Suche. Dieser sah glücklicherweise dann zwei kleine Kinder mit der gesuchten Post spielen. Die kleinen waren gar nicht er-

baut, als man ihnen das seltene Spielzeug kurzerhand wegnahm. Mein Kollege aber hat seiner Lebtage keine fliegende Depots mehr angelegt. Es ist kaum auszudenken, wie viel Beschwerden der Verlust, besonders der Mandate, Nachnahmen und eingeschriebenen Briefe, heraufbeschworen hätte.



#### *Der Umgang mit Hunden*

in sehr unangenehmes Abenteuer mußte ich einmal mit einem Wolfshund bestehen, dessen Meistersleute im Tessin in den Ferien weilten. Als ich zum Haus kam, sah ich das Tier an der Kette im Hundshaus liegen, aber in dem Augenblick, in dem ich bei der Haustüre die Post in den Kasten legte, sprang er plötzlich auf mich zu. Durch den gewaltigen Ruck zerriß sein Halsband, und ich war der Bestie hilflos ausgeliefert. Mit der rechten Hand — in der linken hielt ich einen Briefbund — wollte ich ihn abwehren. Das hatte zur Folge, daß er zweimal meine Hand erwischte und mit seinen scharfen Zähnen zerbiß. Schließlich gelang es mir, den Hund mit dem linken Arm um den Hals zu fassen und ihn zu einem nahen Holzstoß zu schleppen. Gegen diesen drückte ich seinen Hals mit dem ganzen Körpergewicht und hoffte so, das angreifende Tier zu erwürgen. Dabei erlitt ich aber jedoch einen Schwächeanfall, und der Hund konnte sich losreißen. Zum Glück hatte aber auch dieser vom Kampf genug. Er zog den Schwanz ein und begab sich still in sein Häuschen. Ich trat darauf den Rückzug an, brachte die Postsachen aufs Büro und besuchte sofort den Arzt. Der Hund mußte auf polizeiliche Weisung hin abgetan werden. Ich bin mit dreieinhalb Wochen Arbeitsunfähigkeit noch glücklich davongekommen.

Auf diesen Vorfall regnete es nur so von guten Ratschlägen, wie ich mich in Zukunft gegenüber bissigen Hunden verhalten sollte. Jemand riet mir, beim Angreifen eines Tieres mich auf alle viere zu werfen und so gegen den Angreifer vorzugehen. Dieser werde dann bestimmt den Rückzug antreten. Ein anderer Ratgeber meinte allerdings, das Rezept sei gut, es helfe aber nur bei Nacht. Noch ein anderer meinte, wichtig sei, daß man dabei eine brennende Zigarre verkehrt in den Mund nehme, sonst sei alles für die Katze. Ein weiterer riet mir als bewährtestes Mittel, dem

angreifenden Hund in den offenen Rachen zu greifen und diesem mit der geballten Faust die Luftzufuhr abzustellen.

Alle diese Ratschläge mögen gut sein, jedoch zog ich es von nun an vor, mit den Besitzern von bissigen Hunden Rücksprache zu nehmen und sie aufzufordern, diese entweder anzubinden oder mich mit ihnen bekannt zu machen. Das letztere sagte mir am besten zu. In der Regel geschah es so, daß die Leute mir ein Stück Zucker, Käse oder Wurst gaben, mit dem ich den Hund in ihrer Gegenwart fütterte. Oft war langes Zureden des Besitzers nötig. Hunde reagieren erfahrungsgemäß besonders negativ auf Uniformen. War es aber einmal so weit, so hatte ich gewonnenes Spiel. Dafür klagte meine Frau oft, es nähme sie doch wunder, wohin ihr Zucker verschwinde.



*Der Liebling der Frauen*

Das bitterste Erlebnis, das mir unvergleichlich tiefer ging als jeder Hundebiß, bereitete mir ein Mitmensch, den ich sehr gerne mochte. Es begannen plötzlich von allen Seiten Reklama-

tionen einzutreffen. Briefe, meistens waren es solche mit Geldinhalt, hatten ihre Adressaten nicht erreicht. Fast war es mir ein Trost, daß bald darauf auch mein junger, mir zugeteilter Hilfsbriefträger solche Beschwerden entgegennehmen mußte. Zusammen zerbrachen wir uns die Köpfe, wo der Fehler liegen konnte. Das unheimliche Geschehen lastete auf mir wie ein Alpdruck. Die meisten Reklamationen kamen aus einem Armenasyl in meinem Bestellbezirk, dessen Insassen häufig in gewöhnlichen Briefen kleinere Geldbeträge von ihren Angehörigen erhielten. Der Dienst verleidete mir je länger je mehr.

Da kam eines Morgens ein Beamter aus Y mit einem Ersatzmann für meinen Hilfsbriefträger und bedeutete diesem, mit ihm in die Stadt zu kommen. Vom Posthalter erfuhr ich, daß mein Kollege unter dringendem Verdacht stand, einen Postscheck unterschlagen zu haben. Alles in mir sträubte sich dagegen, so etwas von meinem stillen und hilfsbereiten Kollegen zu glauben. Dieser Hilfsbriefträger war ein bildhübscher und überaus sympathischer Jüngling, der ausgesprochene Liebling der Bevölkerung, vor allem der Weiblichkeit,

### *Da musste ich lachen*

Unser Nachtessen bestand aus einem zarten, saftigen Kalbsbraten, in mitteldicke Tranchen geschnitten; von diesen blieb ein ziemlicher Rest übrig, so daß ich mich entschloß, am folgenden Morgen daraus ein Sandwich zu machen und dieses als «Znüni» ins Büro mitzunehmen. Schon beim Erwachen war mein erster Gedanke der Kalbsbraten! Nach dem Frühstück schnitt ich 2 Tranchen Brot ab, belegte sie mit Butter und legte das Fleisch liebevoll dazwischen — in Gedanken bereits bei der ungewöhnlich guten Zwischenverpflegung. Ich packte das Sandwich in einen Papiersack, nahm meine Mappe und legte, um eine Hand frei zu bekommen zum Schließen der Haustüre, mein Sandwich auf den Deckel des Milchkessels, das vor der Haustüre stand. Darauf im Sturmschritt auf den Bahnhof!

Kaum 5 Minuten nach Abfahrt des Zuges bemerkte ich das Fehlen meines teuren Znünis. Es war auf dem Milchkesseli liegen geblieben. Meine Enttäuschung war groß, aber ich tröstete mich damit, daß es am Nachmittag ebenso gut sei wie am Morgen.

Als ich mittags zurückkehrte, fand ich jedoch den Papiersack leer und fein säuberlich zusammengefaltet neben dem Kesseli. Darauf stand mit den ungelenten, großen Buchstaben unseres Milchmannes geschrieben: «Vielen Dank.» — Da mußte ich lächeln.

I. St. Dü.



der übrigens auch bald nach seinem Eintritt Präsident unseres Fußballklubs geworden war. Aber nach mehrstündigem Kreuzverhör gestand er die Tat. Da der Schaden durch seine Einzahlungen in die Versicherungskasse gedeckt werden konnte, ließ man es bei der fristlosen Entlassung bewenden.

Ich war zunächst wie vor den Kopf geschlagen. Aber dann beschäftigte mich doch der Gedanke, ob der junge Mann nicht auch wissen könnte, wo die vielen vermißten Briefe hingekommen seien. Das leuchtete dem Posthalter ein. Die Polizei wurde benachrichtigt. Sie durchsuchte das Zimmer des jungen Mannes und fand dort in einem Wandschrank über hundert erbrochene Briefe. Der Täter war bereits abgereist, konnte aber sofort in A verhaftet werden.



*Der Chargébrief und das Paket mit der mangelhaften Adresse*

ber Langeweile braucht sich ein Briefträger nie zu beklagen. Wenn wir mit unseren Nachrichten Leid und Kummer in eine Familie bringen, dann sollen wir mitfühlen und, wenn es am Platz ist, zurückhaltend unsere Anteilnahme bekunden. Wo wir frohe Botschaft übermitteln dürfen, können wir uns mitfreuen. Es ist kaum zu glauben, wie wenig es braucht, um Menschen glücklich zu machen. Wenn ein Brief von einer Tochter oder einem Sohn ankommt, die sich studienhalber im Ausland befinden und über ihre Fortschritte, zum Beispiel über ein bestandenes Examen, berichten, dann ist die Freude der Eltern so groß, daß sie die Nachricht anderen Menschen mitteilen müssen. Was liegt dann näher, als daß man den Briefträger in das Vertrauen zieht, der die Kinder hat heranwachsen sehen? Oder dann ist da eine Tochter, die auswärtig verheiratet ist und berichtet, daß die Eltern nun Großvater und Großmutter geworden sind. Für diese bedeutet das ein unerhörtes Glück. Sie können es gar nicht erwarten, bis man sie von allen Seiten beglückwünscht. Der erste Gratulant aber ist der Briefträger, der ihnen die Nachricht gebracht hat.

Die Weihnachts- und Neujahrsfesttage bedeuten für die Briefträger die strengste Zeit. Es kam da mehrmals vor, daß ich am frühen Morgen auf meinen beschwerlichen Gängen durch den Neuschnee schon zu einer Morgen-

stunde ganz auf den Felgen war, wo sich andere noch gemütlich von einem Ohr auf das andere drehten. Zwölf- bis vierzehnstündige Arbeitszeiten bilden dann die Regel.

Freilich, wenn ich mit meinem Segen in Haushaltungen kam, wo mich die Kinder fast wie das Christkind selber anblickten und ich die Augen freudig und glücklich aufleuchten sah, wenn ich die Päcklein abgab, dann vergaß ich alle Müdigkeit und hätte mit keinem andern Beruf tauschen mögen.

Allerdings gab es auch weniger angenehme Vorkommnisse. So kam ich einmal um Weihnachten in ein Haus, wo ich im ersten Stock ein Paket, im Parterre aber einen Chargébrief mit dem Aufdruck des Weibels — so heißt bei uns der Betreibungsbeamte — abgeben mußte. Es war wohl eine dringliche Angelegenheit, denn eigentlich sind um Weihnachten herum ja Betreibungsferien. Die Kinder im Parterre hatten mich kommen sehen. Sie standen unter ihrer Wohnungstüre und harreten gespannt auf die kommenden Dinge. Ich ging mit dem Paket zuerst die Treppe hinauf, trug es aber, da ich dort die Leute nicht antraf, wieder hinunter. Als ich nun hier nach der Mutter fragte, riefen die Kinder wie aus einem Mund: «Mueti chum, dr Brieffreger het es Päckli.» Um ihnen die Enttäuschung zu ersparen, hätte ich mich am liebsten in den Boden verkrochen. Ich sagte schnell, das Paket sei leider nicht für sie, aber vielleicht bringe ich dann am Abend eines. Als ich der Mutter den Brief übergab, ließ sie sich nichts anmerken, und auf die Frage der Kinder, von wem dieser komme, sagte sie bloß, er sei halt für den Vater.

In guter Erinnerung ist mir hingegen der Fall, wo ich ein mächtiges Paket mit einer etwas mangelhaften Adresse erhalten hatte. Ich glaubte annehmen zu dürfen, dieses gehöre der Familie eines Bauhandlangers, der im Winter lange Zeit arbeitslos gewesen war. Sobald ich dort eintraf, umringten mich drei halbwüchsige Kinder, die das Paket mit den Blicken fast verschlangen, um daraufhin mich und dann ihre Mutter scheu anzusehen. Die Mutter wollte zuerst das Paket gar nicht annehmen, traurig sagte sie, es sei bestimmt nicht für sie, denn sie wüßte nicht, wer ihr ein solches schicken könnte. Als ich sie darauf auf die Absenderin aufmerksam machte, sagte sie, sie kenne diese allerdings, es sei die Frau

eines früheren Arbeitgebers ihres Mannes, bei der sie vor ihrer Verheiratung in Dienst gestanden habe. Aber daß das Paket für sie bestimmt sei, könne sie doch nicht glauben.

Mir schien es jedoch, ich dürfe es verantworten, das Paket der Frau zu überlassen, da ich keine andere Familie dieses Namens kannte, die als Adressat in Frage gekommen wäre.

Am andern Tag zeigte mir dann die Frau freudestrahlend einen Brief ihrer ehemaligen Meistersfrau, in dem diese schrieb, sie habe zufällig vernommen, daß ihr Mann gegenwärtig arbeitslos sei, worauf sie in ihrer Verwandtschaft nach guterhaltenen Kleidern für die ganze Familie Umschau gehalten habe. Darüber hinaus sei für jedes Kind noch ein besonderes Päcklein dabei gewesen. Während mir die Frau dies mit bewegten Worten schilderte, liefen ihr in einem fort Freudentränen über das vom schönen Erlebnis verjüngte Antlitz.



*Man will den Leuten nichts schuldig bleiben*

Wie lang ist doch ein Tag, und erst recht zwei oder drei Tage ohne einen Brief von dem oder der Liebsten. Es ist kaum zum Aushalten. Dreimal war ich schon bei Liselis Briefkasten vorbeigekommen, ohne etwas einzuwerfen. Schrecklich, unerträglich! Am Abend sah ich schon von weitem, wie sich der Vorhang an Liselis Fenster bewegte. Ich lachte auf den Stockzähnen und schwenkte den so sehnlich erwarteten Brief in der Hand. Wie der Blitz verschwand das Mädchen vom Fenster, erschien vor der Tür und nahm ihr Glück in Empfang. Dann, ganz überraschend, ohne daß ich mich hätte wehren können, faßte es mich um den Hals und brannte mir mit den Worten: «Dihr sit haut eifach e Schatz!» ein knuspriges Müntschi auf.

Ich protestierte energisch. «I weiß, du hesch es guet gmeint, aber lue, i wett de nid, daß dr Hans wäge mir z churz chäm, und drum gib drs lieber wider zrugg!» Damit nahm ich

seinen Kopf in beide Hände, und um ganz sicher zu sein, daß meine Schuld abgetragen sei, gab ich ihm noch ein Schmützli darüber hinaus.

Mein Sohn hat übrigens einmal das Mueti gefragt, wie es komme, daß es immer Frauen seien, die nach mir fragten. Meine Frau lachte natürlich und machte den Buben darauf aufmerksam, daß ich eben in meinem Beruf hauptsächlich mit Frauen in Berührung komme, weil die Männer an der Arbeit seien.

Große Freude hatte ich an der Uhr, die ich zum Jubiläum meiner 25 Dienstjahre erhielt. Ich hätte zwar eine entsprechende Summe Geld erhalten, wenn ich es gewollt hätte, aber ich zog das Produkt der Arbeit unserer Gegend vor.

In welchem schönen Verhältnis ich mit meiner Kundschaft gestanden habe, durfte ich in den schweren Zeiten, da ich mehr als ein Jahr von meinen Lieben getrennt in einem Sanatorium kuren mußte, erfahren. Die vielen Geschenke an Blumen und Bücher und die vielen lieben Briefe haben es mir viel leichter gemacht, das Schwere mit Geduld zu ertragen.

\* \* \*

Jetzt verbringe ich einen ruhigen Lebensabend in einem eigenen Häuschen. Ich habe mich seinerzeit auch kräftig am Leben unseres Dorfes beteiligt. Ich war in verschiedenen Vereinen und in meiner Partei im Vorstand tätig. Sogar zum Amtsrichter wollte man mich machen, aber das habe ich abgelehnt, weil ich zuviel Verständnis für die Schwächen der Menschen habe.

Vormittags arbeite ich im Garten, nachmittags mache ich einen Spaziergang in den Wald, den ich über alles liebe. Dort kann ich mich auch für meine schriftstellerischen Versuche sammeln, die ich meinen sieben Großkindern zuliebe unternehme, damit sie später noch etwas von den Erlebnissen ihres Großvaters wissen. Denn von meinen drei Kindern, die es alle zu etwas gebracht haben, sind zwei bereits verheiratet und haben ihrerseits wieder hoffnungsvolle Sprößlinge.